

gutes leben
bene!

ANNIE HEGER

Sei der
Wind,
nicht das
Fähnchen

**Und wenn nicht:
Kurs bestimmen,
Segel setzen!**

Inhalt

Ahoi	11
Schöner scheitern	14
Berührt	24
Heimat / Zuhause	32
Geborgenheit	44
Verliebt	53
Im Zweifel für die Liebe	58
Stöönpahl: Familie	69
Schuld	78
Die heißeste Außenwelle	91
Sein Herz an etwas hängen	99
Glaube	109
Theologia cuciniaria – Küchentheologie	117
Wo eine Wand ist, ist auch ein Weg	125
Banden bilden	138
Ich finde meinen Gott in jeder Kirche	148
Wie klingt ein Leben im Dunkeln?	159
Abschied	169
Nachträge	179
Danksagungen	180
Anlaufstellen, wenn du Hilfe brauchst	182
Quellen	185
Vita	187

Am 15. Dezember 2005 um 18:14 Uhr wollte ich nicht mehr leben.
Am 15. Dezember 2005 um 18:19 Uhr wollte ich leben.

Man könnte meinen, dass meine Todessehnsucht wohl nicht besonders groß gewesen sein muss, aber nein, das Gegenteil war der Fall: Mein Wunsch nach Leben war einfach noch größer.

Ich bin ein sehr effizient denkender Mensch; ja, ich bin es sogar während einer schweren Depression und akuter Lebensmüdigkeit.

In fünf Minuten zog mein 22-jähriges Leben an meinem inneren Auge vorbei. Es fühlte sich an wie das Leben eines betagten, gebrechlichen Kriegsrückkehrers, der bisher seine Traumata verschwiegen hat und nun endlich rauswill aus Schutt und Asche. All dem, was sich in vielen Jahren auf seine Seele gelegt hat. Das klingt vielleicht für dich pathetisch und ist auch dramatischer, als ich es damals hätte zugeben wollen – doch ganz ehrlich, es fehlte nur noch die Musik von *Forrest Gump*, um die Situation noch übertrieben bedeutungsvoller zu machen – aber es war still.

Ich habe in diesen elendig langen, gleichwohl entscheidenden fünf Minuten nicht herausgefunden, was die Welt und vor allen Dingen mich im Innersten zusammenhält. Doch ich bekam eine nebulöse Vorstellung davon, was das Fundament

und die Säulen in meinem Leben sind, die mich auch als morsche und brüchige Ruine tragen. Und die Farbe auf der rissigen Fassade, die musste runter. So viel stand fest.

Was war vorher passiert? Rewind auf 18:10 Uhr.

Ich saß in einem Scheißhaufen aus Liebeskummer, Zukunftsangst und einer schon lange nicht mehr funktionierenden Insulinpumpe, die ich nur noch als Attrappe für die Außenwelt am Bauch trug, da ich ja niemandem Sorgen bereiten wollte, schon gar nicht mir selbst, in meinem Hamburger WG-Zimmer auf meinem mit rotem Cord bezogenen IKEA-Ektorp-Sofa. Im Fernsehen lief eine Doppelfolge *Gilmore Girls*.

Es war der Tag, die Stunde, die Minute, in der meine Gedanken aufhörten zu kreisen. Das erste Mal seit langer Zeit lag ich nicht im Bett, sondern hatte mich einigermaßen würdevoll und aufrecht auf das schwedische Sitzmöbel bewegt. Ich trug Sportklamotten; nicht weil ich endlich entschieden hatte, vor die Tür zu gehen, meinen Körper der frischen Luft auszusetzen und einen weiteren Weg als bis zum Plus-Markt um die Ecke hinter mich zu legen. Nein, ich trug diese Klamotten seit einer geraumen Zeit. Einer längst – aus sämtlichen Perspektiven betrachtet – unangemessen langen Zeit. Sportklamotten zu tragen fühlte sich manchmal und dann auch nur recht kurzfristig so an, als hätte ich mein Leben noch im Griff. Die Leggings waren eng, und ich spürte meinen Körper, zu dem ich schon lange den Kontakt eingestellt hatte, es herrschte Funkstille zwischen uns.

Meine Gedanken überschlugen sich in ihrer Trägheit. Heute wollte ich sie nicht einfach verdrängen oder wegschlafen wie in den letzten Monaten.

Mir war klar: Nichts auf dieser Welt kann mich glücklich machen! Es könnte das Schönste auf der Welt passieren und es würde mich nicht aus dieser elenden Melancholie und Müdigkeit herausholen. Ich war gefühlstaub und panisch-traurig zugleich; auf der einen Seite feinsinnig und empfindlich und auf der anderen leer und lethargisch. Ich musste mich auf jeden Atemzug konzentrieren, damit ich ihn überhaupt machte.

»Annie, dann kann es auch jetzt aufhören. Das ist kein Leben, und das müssen wir nicht weiter in die Länge ziehen«, dachte ich altklug und sprach diese Gedanken von oben herab zu mir selbst.

Und dann stellte ich mir noch eine letzte Frage:

»Was will ich noch erleben, bevor ich dann alles beende?«

»If you're out on the road, feeling lonely and so cold ...« Die Anfangsmelodie der zweiten *Gilmore Girls*-Folge hallte durch mein Zimmer. Okay, sie hallte nicht wirklich, denn dafür waren die Staubschicht auf den Möbeln und die Wäscheberge auf dem Boden zu hoch. Aber das Lied hallte in mir: »All you have to do is call my name and I'll be there ...«

Mein ganzer Körper glühte, als hätte ich heiße Kohlen verschlungen.

Wo ist die Reißleine?!

Ich rief meine Mama an.

Ahoi

Was ist denn hier los? Donnerwetter! Dramatischer kann ein Buch kaum beginnen. Doch wenn die Stimmung schon zu Beginn so richtig im Eimer ist, kann es ja nur besser werden. Welch ein Glück! Denn dieses Buch sollte doch vor allem optimistisch, zuversichtlich, hoffnungsvoll und obendrein noch lustig werden! So kennt man mich doch schließlich. Auch das Sprungfoto auf dem Buchcover verspricht ja genau das – vielleicht hast du deswegen danach gegriffen, weil du dir von dem, was ich schreibe, ein wenig Leichtigkeit und kraftvolle Impulse erhoffst. Aber: *Don't judge a book by its cover!*

Denn nun bist du gleich auf den ersten Seiten im schlimmsten Moment meiner Depression gelandet.

Warum beginne ich überhaupt an diesem 15. Dezember und laufe deswegen Gefahr, dass dir das alles zu viel wird und du das Buch gleich wieder weglegst? Vielleicht denkst du insgeheim gerade, dass es besser gewesen wäre, das Buch zunächst nur ganz vorsichtig zu öffnen und reinzuluppeln, ob es die Erwartungen erfüllt. Gerade so weit, dass der Buchrücken keinen Knick bekommt und das Ganze noch neu aussieht, damit du das Buch einer Freundin oder einem Freund zum Geburtstag schenken kannst, zu dem du nach Jahren unverhofft eingeladen worden bist, weil ihr letztens zufällig an der Kasse einer Drogerie unangenehm lange hintereinander in der Schlange gestanden habt.

Beim Schreiben wurde mir schnell klar, dass das Eine nicht ohne das Andere geht. Es braucht gerade auch die düsteren Momente und die Verzweiflung. Denn Zuversicht schöpft sich eben nicht nur aus dem Guten, sondern offenbart sich meist erst in Gänge in psychodramatischen Situationen und gefährlicher Bodennähe. Ganz kurz bevor wir im freien Fall irgendwo hart aufschlagen. Der nötige Tiefsinn entsteht oft erst durch eine existenzielle Krise. Ich wünschte, es wäre nicht so. Paradoxerweise wächst dadurch oft gleichzeitig die nötige Leichtigkeit, die wir brauchen, um das Leben bei den Hörnern zu packen und mit dem Schlamassel, in dem wir gerade stecken, klarzukommen.

Meine große, liebevolle, wunderschöne und auch oft kummervolle Mama sagte einmal, als ich vor ein paar Jahren gerade in dem ganzen Drama meines wirren Lebens und der Lebensmüdigkeit feststeckte, zu mir:

»Dabei hast du dich als Kind doch so gut entwickelt.«

Das saß. Ich wusste, was sie damit meinte – auch wenn der Satz sich wie ein schwerer Unfall liest, den man immer wieder anschauen muss.

Als Kind lief ich schnell, sprach gut, schloss im Handumdrehen Freundschaften, las sehr viel eher als Gleichaltrige, war gut im Turnen, immer freundlich, musikalisch, hatte eine schöne Stimme. Wurde krank, richtig maßlos in allem, war oftmals schrecklich laut und unbeherrscht, so einsam. Und ich wurde so unendlich traurig.

Der 15. Dezember war der Tag, an dem alles ans Licht kam. Der ganze Mist! Es gab keine Heimlichkeiten mehr. Und es war bitter. Aber ich merkte gleichzeitig: Da war noch was! Etwas, das ich unbedingt erleben sollte. Da war noch etwas, von dem ich ahnte: Das ist das Beste, was mir passieren kann.

Auf den folgenden Seiten geht es um vieles, was mir damals klar geworden ist. Manches hat sich mir aber auch erst sehr viel später offenbart.

Es wird vielleicht sogar auch ein bisschen fromm.

Jedoch keine Angst, hier ist Heiliger-Bogen-freie Zone! Ich versuche nicht, nur weil ich mich selbst zur Küchentheologin ernannt habe, von einem Ratatouille die Heilige Dreifaltigkeit abzuleiten oder mit einer Szene aus *Harry Potter* die Transsubstantiationslehre zu erklären.

Es geht in diesem Buch nicht nur um einen guten Umgang mit sich selbst (das habe ich mühsam lernen müssen), sondern auch um viele Themen, die mich und andere gerade umtreiben. So ist es auch ein wenig eine Anleitung zum Weltverändern unter der Berücksichtigung der kraftgebenden Säulen im Leben, sodass wir uns dabei nicht verlieren, nicht müde und verbittert werden und unsere radikale Zuversicht bewahren. Diese Welt braucht uns! Lange Sätze kann ich ;)

Wie können wir selbst der Wind der Veränderung sein? Was gibt uns dabei Orientierung, was ist unser Kompass? Wie setzen wir das Segel richtig, wenn der Wind eisig von vorne bläst – und wie bleiben wir trotzdem auf Kurs? Und schließlich: Wo können wir ankern, um Kraft für den weiteren Weg zu tanken?

Ich erzähle dir von dem, was mich selbst auf Kurs hält, wofür mein aktivistisches Herz schlägt und auch von den Momenten, in denen ich mich mal wieder völlig in der Takelage verheddere.

Schöner scheitern

Noch nie war ich in einem sozialversicherungspflichtigen Angestelltenverhältnis.

Und das ist auch gut so!

Mit zwölf Jahren hatte ich nur eine Verpflichtung: einmal in der Woche den Knöterich im Garten zu schneiden, dafür bekam ich fünf Mark.

Allein der Gedanke an diese gebotene Regelmäßigkeit hat mich in eine schwere Teilnahmslosigkeit oder wahlweise in einen obsessiven Sortierwahn meiner exorbitant exquisiten Hörspielkassettensammlung fallen lassen. Keine fünf Mark konnten das ändern. Die Lehre, die ich daraus zog, war wertvoll:

Die Sache mit dem Geld ist okay, wenn man sein Essen noch nicht selbst verdienen und keine Steuererklärungen machen muss. Und kein Geld der Welt würde mich jemals dazu bringen, regelmäßig Knöterich zu schneiden.

Die Kehrseite der Medaille: Ich weiß bis heute nicht, was ich in das erste Feld nach meinem Namen und dem Geburtsdatum auf den Anamnesebogen schreiben soll, wenn ich mich irgendwo in einer Praxis als Neupatientin vorstelle.

Was ist mein Beruf?

Alles, was mir im Leben wichtig ist, was mir Freude macht oder in mir dringlich brennt, habe ich zu meinem Job ge-

macht. Und somit bin ich Plattdeutsch-Aktivistin, professionelle Fragestellerin, Labertasche, Klassenclown, Hupfdohle, Musikerin, Beruflesbe und Wiesnööös – ein Naseweis, ein/e Klugscheißer*in. Die einzige große Leidenschaft, die ich nicht zum Beruf gemacht habe, ist das Kochen. Und es war verdammt knapp, dass es nicht dazu gekommen ist. Fast wäre ich doch über den Töpfen und am Kochlöffel gelandet. Ich hab gerade noch einmal die Kurve gekriegt und mir so einen letzten Ruheort bewahrt. Die Hobbys, Betroffenheiten und Dringlichkeiten zum Beruf zu machen bedeutet nämlich auch, dass eigentlich alles, was ich so tue, Arbeit ist. Aber wenn etwas Spaß macht, dann fühlt es sich nicht nach Arbeit an? Mit Verlaub: Das ist Bockmist!

Moabiter Kissen sind quer zur Fahrtrichtung angeordnete bauliche Erhebungen auf der Fahrbahn, die zu einer Geschwindigkeitsdämpfung führen und damit zur Verkehrsberuhigung beitragen sollen. Diese kissenartige Bremsschwelle wird oft auch Berliner Kissen genannt.

(Wikipedia)

Seit elf Jahren wohne ich in Moabit, Berlin. Ich kenne mich also mit Bremsschwellen aus. Meine Straße ist voll davon. Die Straße, in der ich wohne, ist die Verbildlichung meines ganzen Lebens. Dabei hießen diese Tempohemmschwellen für mich bislang jedoch nicht Moabiter Kissen, sondern Diabetes, Depression, mangelnde Zertifikate, Barrieren, Krankenhausaufenthalte und männlich dominierter Klüngel.

Mein Wikipedia-Eintrag liest sich für manch einen wie eine Biografie des Scheiterns. Und ganz ehrlich, da steht nur ein Bruchteil dessen, aus dem sich kein repräsentabler Lebenslauf

basteln lässt. Und das »Warum«, die ganze Zerrissenheit, die Fragen, wo die Reise hingehen soll, das steht da nicht drin.

Ja, ich gebe zu, mein Weg ist ungefähr so gradlinig wie der einer Katze, die versucht, den tanzenden Punkt eines Laserpointers zu jagen. Und da das kein Weg ist, den wir als Gesellschaft gemeinsam als erstrebenswert akzeptiert haben, war es für mich kein leichtes Unterfangen, mich abseits eines linearen Karrierepfads zu behaupten. Und zwar zu keinem Zeitpunkt. Bis heute.

Ich bin ja nun mal eigentlich beruflich auch lustig, daher hier kurz die Pointe vorweg: Bis heute habe ich keinen Berufsabschluss!

Eltern ziehen panisch ihre Kinder weg von mir, aus Angst, ihr hoffnungsvoller Nachwuchs könnte Gefallen an meinem Lebensweg finden. Weil ich mit meinen vierzig Jahren bauchfrei und mit Cappy auf dem Kopf vor ihnen sitze und so viel cooler als ihre Eltern bin, aus dem einzigen Grund, weil ich eben einfach nicht ihre Eltern bin. Doch liebe Grüße an alle erziehungsberechtigten Leser*innen:

Keine Sorge! Entwarnung! Ich bin nicht auf Mission für Ausbildungs- und Studienabbrüche.

Das war *mein* Weg. Vielleicht könnte es auch der eurer Kinder sein, doch das müssen die ganz allein herausfinden. Es geht darum, den eigenen Weg zu finden, sich dabei mitzunehmen und im Blick zu haben.

Nie hatte ich ein berufliches Ziel, zumindest kein ernst zu nehmendes. Als ich sieben Jahre alt war, wollte ich Tänzerin im Zirkus werden, und fand mich mit dreizehn zu alt, um noch als Wunderkind oder Kinderstar entdeckt zu werden. Danach kam lange nichts, keine wirklichen beruflichen Wünsche, denn ich war ja nicht bei bester Gesundheit. Allein zwischen dem 19. und 23. Lebensjahr war ich fünfzehnmal stati-

onär im Krankenhaus, zweimal davon länger als drei Monate. Ganz ehrlich, ich dachte, ich müsste auch nicht wissen, was ich mal werde, wenn ich groß bin – denn so wie es aussieht, werde ich gar nicht groß. »Ich werde höchstens zweiundzwanzig«, das habe ich immer gedacht.

Ich wurde zweiundzwanzig. Und ich lebte. Völlig unvorbereitet auf dieses Leben. Ohne Ziele, ohne Wünsche, ohne Träume stand ich da.

Die Frage, wer oder was ich mal sein will, wenn ich mal groß bin, war für mich immer ein Spiel gewesen. Und jetzt sollte ich mich für nur eine Sache, einen Beruf entscheiden. Und diesen dann in einer mindestens dreijährigen Ausbildung oder einem mehrjährigen Studium erlernen. Damit habe ich mich so schwergetan. Es fühlte sich für mein doch nur auf eine Lebenskurzstrecke ausgelegtes Hirn an wie eine verschwendete Ewigkeit.

Und so habe ich dann ohne Masterplan zu allem Ja gesagt, wo mich das Schicksal so hinstellte. Wirklich zu allem. Ich habe mal in einem verlassenem, unterirdischen Hilfskrankenhaus in einer Bunkeranlage in Oldenburg bei einer Theaterdarbietung Schulungen »performt«, wie man sich im Falle eines Atombombenangriffs richtig verhält. Am Ende habe ich immer auf einen roten Buzzer gehauen, wie in einer TV-Spielshow, sodass der ohrenbetäubende Krach einer Atom-bombe durch die Lautsprecher dröhnte. Den ein oder anderen Besucher musste ich danach unter den in meinem Raum aufgebauten Feldbetten suchen. Es gab damals keine Triggerwarnung für kriegstraumatisierte Menschen. In dem Raum neben mir wurde eine »Lobotomie« tanzperformt.

Zurück zu meinen *Jas*. Es gibt immer nur zwei Möglichkeiten: an der Aufgabe und Situation zerbrechen oder daran wachsen.

Das berufliche Wasser, in das ich gesprungen bin, war manchmal bitterkalt. Überfordert zu sein und die Angst zu versagen stand immer auf der Tagesordnung. Da gibt es sehr viele Döontjes, kurze lustige Geschichten, über die ich heute zum Glück lachen kann. Ich habe eine große Schatztruhe, aus der ich den ein oder anderen Schwank schöpfen kann, um auf jedem noch so steifen Stehempfang das Stimmungsruder herumzureißen.

Rückblickend weiß ich gar nicht, was damals mein Motor war, derart waghalsige Köpfer ins Leben hineinzuwagen. Schließlich musste meine Klasse bei der Prüfung für das Fahrtenchwimmer-Abzeichen geschlagene zehn Minuten hinter mir warten, bis ich endlich den Sprung vom Dreimeterbrett gewagt habe.

Wollte ich mir also etwas beweisen? Oder war es wirklich Mut, gewürzt mit dem Leichtsinne eines jungen Herzens und einer kleinen Portion Größenwahn? Eine exorbitant große Freude am Risiko?

Mittlerweile weiß ich ein bisschen besser, was ich kann, und habe eine Liste zum Hervorholen, wenn das Impostor-Syndrom wieder hart reinkickt und ich das Gefühl habe, als Hochstaplerin entlarvt zu werden – ja, tatsächlich so eine Selbstlobhudelei-Liste. Genauso habe ich aber auch eine Liste, auf der meine absoluten persönlichen Waterloo-Erlebnisse stehen. Momente des absoluten Gesichtsverlusts. Situationen, in denen die Discokugel im Saal peinlich berührt errötete und sich die Moderatorin des Abends nicht bei mir verabschiedet hat, weil sie nicht wusste, was sie zu mir sagen soll. Ich kann von jetzt auf gleich dieses Gefühl in mir hochholen, auf der Bühne zu stehen und zu denken: Gehe ich einfach während des Auftritts von der Bühne oder bleibe ich hier jetzt stehen

und ziehe die Schmach, diese Blamage bis zum bitteren Ende durch?

Es waren Abende, die manchmal mit viel Alkohol endeten, um die Peinlichkeit und beschämende Selbstdemütigung wenigstens bis zum Besuch des von einem anderen Stern stammenden Katers am nächsten Morgen zu verdrängen.

Mein Freund und Kollege Yared Dibaba hat vor gar nicht langer Zeit zu mir gesagt: »Sei freundlich zu dir.« Freundlich zu sich sein heißt, sich selbst nicht fertigzumachen, weil man Ansprüchen anderer nicht entspricht.

Freundlich zu sich sein heißt auch, irgendwann nicht mehr zu allem Ja zu sagen, sondern zu wissen, ob die Kapazitäten, Kompetenzen, der Bock, die Begeisterung und die Leidenschaft dafür reichen.

Wenn es heute um Erziehung geht, sprechen ja viele von Bedürfnisorientiertheit. Dabei geht es darum, die Empfindungen eines Kindes zu berücksichtigen und zu respektieren und nicht autoritär Regeln über die emotionalen, körperlichen und psychologischen Bedürfnisse zu stellen. Und das alles, um am Ende eine liebevolle Beziehung zu fördern. Sollten wir diesen Weg nicht genau so auch mit uns selbst gehen?

Freundlich zu sich selbst sein und bockorientiert* durchs Leben gehen bedeutet nicht, jeden Tag aufzustehen und zuerst in sich hineinzufühlen, wie man seine Bedürfnisse für sich, aber gleichzeitig verantwortungslos für andere einfordern kann. Es geht darum, wie du deine augenblicklichen Bedürfnisse mit deinen Träumen, Wünschen und Zielen grundsätzlich unter einen Hut bekommst.

* »Liebe Kirchenrebell«., Chris und Max, hier ist eure Fußnote.

Heute weiß ich: Träume, Wünsche und Ziele sind im Bestfall ein und dasselbe.

Papa hat mir in der Zeit meiner beruflichen Orientierungslosigkeit oft gesagt:

»Mach was Vernünftiges, studiere Musik ... sonst wirst du nicht glücklich.«

Sicherlich ist dies nicht das, was andere Väter zu ihren Kindern sagen. Mein Papa ist anders als andere Papas. Sehr anders. Papa hat sich zum Beispiel mal eine knallrote Punkfrisur färben lassen, als er merkte, dass man nun sieht, dass er sich die langsam ergrauenden Haare dunkel tönt. Wenn ich Papa nach jemandem frage, beispielsweise ob er die Sängerin Rihanna kennt, dann antwortet er meist so etwas wie: »Nö, aber vielleicht kennt die mich.« Papa hat eine meiner Schwestern mal ein Jahr glauben lassen, er würde Helmut mit Zweitnamen heißen. Wenn man mit ihm durch die Fußgängerzone geht, dann kann es sein, dass er sich einfach neben einen Straßenmusiker stellt und mitmusiziert, mit was auch immer ihm gerade als Instrument zur Verfügung steht. Eine Spielzeugtrompete, seine Stimme oder die Füße, mit denen er anfängt zu steppen. Papa ist niemand für halbe Sachen. Im Gegenteil, er setzt immer noch einen drauf und meistens außerhalb der gesellschaftlichen Konventionen.

Irgendwann habe ich Papa mal aus dem Krankenhaus angerufen, als ich wusste, dass ich bald entlassen werde. Doch was dann ...?

»Aber Papa, ich muss doch etwas werden!«

Er sagte dann nur:

»Aber du bist doch schon wer!«

Was für ein Satz: »Ich bin wer.«

Damals im Krankenhaus beschloss ich: Ich. Bin. Künstlerin.

Trotzdem kann es sein, dass ich zuweilen vergesse, dass ich

wer bin. Als ich vor einigen Jahren als Referentin für ein medizinisches Symposium angefragt war und meinen akademischen Lebenslauf einreichen sollte, war ich entsetzt. Oh Hilfe, diese Auflistung kann ich denen doch nicht schicken! Wie unangenehm.

Ich habe es bis zur letzten Minute hinausgezögert, dann aber irgendwann gedacht: »Moment, Papa hat damals schon gesagt: ›Aber du bist doch wer!‹.«

Ich bin. Und deswegen habe ich dann all meinen Mut zusammen genommen und den Veranstalter*innen *keinen* Lebenslauf geschickt, sondern den BIN-Zustand. Am Ende des Textes habe ich geschrieben: »Wenn Sie jetzt wirklich noch der Weg dahin interessiert, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen.«

Mir hat es in meinem Leben immer wieder geholfen zu wissen, dass ich *bin* und gleichzeitig auch immer noch *werde*.

In Zeiten der absoluten Unsicherheit, wo es für mich beruflich hingehen kann, bin ich in mein erstes Ehrenamt gestolpert. Und das in einem aktivistischen Umfeld beim CSD Nordwest e. V.

Welch ein Segen, was für eine Spielwiese für mich! Ich konnte Verantwortung übernehmen, meine Talente ausprobieren und austarieren, ich habe mich gebraucht und wertgeschätzt gefühlt.

Das Ehrenamt hat mir Türen geöffnet und sprichwörtlich Bühnen und Publikum geboten. Während der Zeit beim CSD Nordwest e. V. habe ich vieles gelernt: Texte schreiben, Pläne machen von Plan A bis Plan Z, Veranstaltungskalkulationen jonglieren, mit Menschen so kommunizieren, dass sie gerne etwas für mich und die Sache tun, mit Politiker*innen gleichermaßen auf Augenhöhe diskutieren und feiern – und vor allen Dingen moderieren. Dafür bin ich am dankbarsten. Ich

darf Menschen Fragen stellen, auf die ich selbst die Antworten nicht weiß.

Kommen wir zu dem rosa Elefanten im Raum, über den wir reden müssen:

Frau sein ist oft noch ein Hindernis. Oder besser: Kein heterosexueller Cis-Mann zu sein führt dazu, dass es immer wieder Wände einzurennen gilt. Sicherlich, es hat sich in den letzten Jahren vieles getan. Ich bin dennoch immer wieder erschrocken darüber, dass ich als jemand, der sich doch nun wirklich mehr als ein Seepferdchen auf dem beruflichen Parkett erschwommen hat, in einen schweren Fall von Mansplaining gerate. Oder dass mir geschäftliche Türen verschlossen bleiben, nur weil ich eine Frau bin. *Menners!* Ihr braucht mir nicht meine Welt aus eurer Sicht zu erklären! Ich brauche auch keine kostenlose Vorlesung, die vor Halbwissen strotzt, ich will kein Fisch sein, der so tut, als könne er nicht schwimmen, damit ihr euch relevant und gebraucht fühlt.

Und für alle anderen: Seid nicht dankbar für diese Hürden, Schranken und Wände, weil ihr eventuell denkt, dass ihr ja nur durch den Kampf dagegen und die Überwindung so stark geworden seid.

Wir müssen nicht in allem das Positive sehen. Wir dürfen wütend sein über Ungleichbehandlung, Ungerechtigkeiten, Vorurteile, Klischeedenken, sexistische Witze und Hände, die ungefragt auf unseren Hintern landen.

Zurück zu den Moabiter Kissen in meiner Straße: Ja, vielleicht hat am Ende alles so sein sollen, denn sonst wäre ich jetzt nicht da, wo ich bin. Aber ganz ehrlich, ich hätte mir ein paar weniger »Speedbumps« gewünscht. Und manche sind ja auch heute noch da. Einige werde ich mit Sicherheit nicht beseitigen können, sie bleiben. Doch im Gegensatz zu einer simplen Bodenschwelle werden mit dem Begriff »Moabiter Kis-

sen« Bremsschwellen bezeichnet, die von Radfahrer*innen über- beziehungsweise umfahren werden können, weil links und rechts davon etwas Platz ist. Es kommt bei diesen Hindernissen darauf an, mit welchem Vehikel man unterwegs ist. Es lohnt vielleicht, vom normalerweise schnelleren Auto einfach mal aufs Rad umzusteigen, weil man die Bremsschwellen dann elegant umkurven kann. Oder langsam zu machen, wenn man das Auto nimmt, damit der Unterboden nicht auf die erhöhten Steine schlägt. Ganz wörtlich und überhaupt nicht metaphorisch gemeint bin ich natürlich für ein Tempolimit, weil wir damit viel Sprit und Stress sparen können. Aber auf der Lebensautobahn sollte sich niemand von anderen sagen lassen, dass er zu schnell unterwegs ist, zu viel vom Leben will. Und auch nicht, wann und wie wir ein Ziel erreichen können oder sollen.

Sollte ein Hindernis in deinem Leben auftauchen, atme gerne einmal tief durch, aber lass dich nicht ausbremsen.

Prost! Äh ... Amen!

Berührt

Wenn du nachts um halbe drei mit einem Glas Wein in der Hand und einer Adele-Playlist auf den Ohren alleine auf dem Sofa sitzt und Handyfotos von Verflommenen anschaust, ist es nicht verwunderlich, wenn du in einem Tränenmeer versinkst. Das ist auch dir vielleicht schon einmal passiert. Vielleicht war es statt Wein in deinem Fall ein Whiskey, und statt Adele lief möglicherweise Musik von Klaus Hoffmann. *Let yourself feel it all* – manches ist so richtig zum Heulen, ein Ausflug zum Seelenabgrund mit Anlauf und der Absicht zum Körper, hinein in die Untiefen der vielen kleinen und großen unverarbeiteten Enttäuschungen.

Untiefen, die man tagsüber und unalkoholisiert wunderbar umschiffen kann, sind zu nächtlicher Stunde scheinbar unvermeidlich. Noch dazu mit promillevernebeltem Blick, während Adeles Stimme für mich klingt, als wäre sie die Jungfrau vom Loreley-Felsen, die mit ihrem Gesang die vorbeiziehenden Schiffer derart umgarnt, dass sie auf Grund zu laufen drohen. Da wünscht man sich rechtzeitig ein paar Leuchtfeuer, Fanale, die die Untiefen markieren. Zur Orientierung, zur Warnung, um nicht völlig abzudriften.

Doch ganz ehrlich: Ich liebe Menschen, die vor Sensibilität nur so triefen. Ich liebe feuchte Augen, bebende Herzen, zitternde Stimmen, schmerzhaftes Ziehen im Bauch und weiche Knie. Was für ein Wonne, tief fühlen zu können.

Ich selbst bin eine große Liebhaberin und Verfechterin des Weinens. Geradezu ein Flenn-Fan. Und ich gebe zu, ich kann mein eigenes Weinen auch kaum steuern. Deswegen weine ich auch ständig und überall. Wir nennen es im engeren Eingeweihtenkreis inzwischen »öffentlich-rechtliches Heulen mit Annie Heger«.

Das Ganze hat vermutlich biografische Wurzeln. Ich komme aus einer Wein-Familie. Schon mein Opa hat unentwegt geweint. Meine ganze Familie weint ständig, wir sind sehr nah am Wasser gebaut. Und das nicht nur sprichwörtlich, weil »mien Volke Huus« – das Haus meiner Familie – direkt am ostfriesischen Kanal stand. Wir weinen wegen Geschichten und Situationen, die uns berühren. Ich erinnere mich genau an die Momente, wenn Opas Nasenflügel angefangen haben, unkontrolliert zu zittern – dann wusste ich, jetzt geht es gleich los. Seine Stimme wurde auf einmal ganz dünn, die Augen füllten sich mit Tränen, und er holte das Stofftaschentuch aus der Hosentasche. Ich habe es geliebt und bin regelrecht stolz, so einen überempfindsamen Großvater zu haben.

Weinen ist toll. Weinen bringt mich in Balance. Es reguliert in mir sämtliche Emotionen und körperliche Befindlichkeiten. In der Schule stand mir meine empfindsame Art eher im Weg, weil ich manch einer Rüge einer Lehrkraft nicht standhalten konnte. Und die Frequenz der Rügen wuchs proportional mit jedem weiteren Schuljahr. Mein nicht zu kontrollierendes Weinen hat mich früher oft verstummen lassen, und ich habe mich auch erst wieder getraut, meinem Gegenüber etwas zu erwidern, wenn meine Stimme wieder einigermaßen fest war. Darüber bin ich glücklicherweise hinweg. Heute rede ich in solchen Situationen einfach weiter, trotz der Tränen und der brüchigen Stimme. Menschen dürfen sehen, dass mich etwas emotional überwältigt. Deswegen weine ich

manchmal auch auf der Bühne oder mitten in einem Fernsehinterview. Ich bin dadurch nicht weniger souverän – im Gegenteil. Dass einige Menschen in solchen Momenten verunsichert sind, kann ich dennoch gut verstehen. Unser gesellschaftliches Gefüge zwingt uns oft dazu, Emotionen zurückzuhalten, möglichst keine Regung zu zeigen. Eben nicht loszuheulen, wenn wir von etwas berührt sind – aber auch uns nicht zu stark über etwas zu freuen. Zwischen den kulturell üblichen Regeln der Beherrschung und unserer eigenen Verletzlichkeit fühlen wir uns dann innerlich zerrissen. Und wir haben Angst vor dem Stigma der hypersensiblen Heulsuse, das uns anhaften könnte. Oder dass unsere überschwängliche Freude vielleicht auch Unbehagen, gar Missgunst bei unserem Gegenüber auslösen könnte. Und deswegen sage ich auch ganz schnell, wenn es so weit ist, warum ich Luftsprünge mache oder die Tränen fließen.

Lassen wir es nicht zu, dass uns etwas berührt, entsetzlich traurig oder Angst macht, dann versagen wir uns auch das große Gefühl von Glück.

Und ich kann halt richtig dolle fühlen: Freude, Trauer, Stolz, Angst, Reue, Liebe, Enttäuschung, Verantwortung.

Das kann ein großer Segen sein. Und zugleich ein Fluch.

Neulich war mal wieder einer dieser Tage, an denen ich aus dem Hinterhalt von einer Anfeindung erwischt wurde – und das aus heiterem Himmel. Ich war wirklich heiter, als sich mein Mailpostfach hinterlistig mit Leserbriefen füllte, kurz nachdem ich morgens die Augen geöffnet hatte. Es waren Reaktionen auf meine wöchentliche Kolumne in einer Tageszeitung. An diesem Montag war es eine aus meiner Sicht weltumarmende und so richtig harmlose Kolumne gewesen. Ich hatte nicht vorsätzlich (oder naiv) in gesellschaftsrelevante

Wespennester gestochen. Dennoch hagelte es jetzt Kritik. Fassungslos las ich, an der Küchenzeile lehnend und mit einer Tasse Kaffee in der einen Hand, die Worte, die jemand bereits um 7:46 Uhr an mich geschickt hatte. Keine netten Worte. Eher eine Kaskade von Tiefschlägen ...

Ich fühlte mich falsch verstanden, nicht gehört und zu Unrecht angegriffen. Und ich wollte einfach nur noch ins sichere Bett zurück, die Decke über den Kopf ziehen und alles verschlafen in einer anderen, traumschönen Welt.

Den ganzen Tag bekam ich den Kloß im Hals nicht los.

Immer wieder bekomme ich solche Nachrichten voller Hass, Hetze, Häme. Unfreundliche Anfeindungen von Menschen, die schlicht eine andere Meinung haben als ich. Wenn ich so etwas dann öffentlich mache, um meinen Frust zu teilen, erreichen mich auf Facebook Kommentare wie dieser: »Darfst du dich nicht wundern, wenn du dich nach draußen be gibst, dann musst du doch damit rechnen, dass dir was entgegenweht.«

Aber ich kann nicht immer wieder als Angriffsfläche für die üblen Schmähungen anderer dienen. Projektionsfläche für all das, was Menschen ablehnen, kritisieren und überdies hassen.

»Du brauchst ein dickeres Fell, wenn du das weitermachen willst«, sagte meine Freundin und nahm mich in den Arm.

In diesem Moment habe ich mir das selbst total intensiv gewünscht: einen dicken Pelz, an dem alles abprallt. Doch beim In-mich-Hineinfühlen merke ich auch immer wieder, dass ich mich eigentlich ganz lieb habe, so mit meiner dünnen Haut.

Denn dies hilft dabei, für manches Wichtige empfindsam und empfänglich zu sein.

An diesem Morgen verkroch ich mich nicht ins Bett, sondern beschloss, mich mit der Situation, so wie sie war, in irgendeiner Form zu arrangieren. Es half ja auch nichts, sich zu

verkriechen, nur weil mich irgendwelche Menschen, die ich nicht kannte, beschimpften.

Kurze Zeit später stand ich zum Hirn- und Herzauslüften auf der Straße vor unserem Haus. In der einen Hand hielt ich ein Colaglas, bis an den Rand gefüllt mit Crémant, und in der anderen eine brennende Zigarette.

Auf einmal leuchtete auf dem Display meines Handys der Name »Chris« auf. Nach einem kurzen Abräuspern meiner Unsicherheit, dem übertriebenen Weltschmerz, lächerlichem Selbstmitleid und dem Nikotin der letzten drei Züge an meiner Marlboro nahm ich ab.

»Ich hab gehört, dir geht's nicht gut, ich dachte, ich rufe mal an und wir reden darüber, warum das so ist.«

Die Frage fühlte sich an wie der langersehnte Rettungsring, nach dem ich mich bislang abgestrampelt hatte, ohne auch nur einen Meter weiter ans emotional sichere Land zu kommen. Ich griff zu und breitete das ganze Drama in allen Akten dieses noch so jungen Tages vor Chris aus.

Nachdem ich das Gefühl hatte, jetzt umfassend meinen Unmut und alle Enttäuschung dargelegt zu haben, sagte er: »Behalte deine dünne Haut. Doch schaff dir eine Rüstung an, die du in solchen Situationen tragen kannst.«

Wie schwer das Geröll war, das in diesem Moment als Lawine von mir rollte, kann ich kaum in Worte fassen. Ich darf so bleiben, wie ich mich lieb habe, in aller gebotenen Zerbrechlichkeit. Damit ich aber nicht an den oft unbedacht gegen mich abgeschossenen Pfeilen zerbreche, muss ich mich vor Verletzungen schützen.

Wie die Beschaffenheit einer solchen »Rüstung« sein muss, aus welchen Entscheidungen, welchem Mindset sie besteht, muss jede und jeder für sich herausfinden. Ob sie vielleicht auch mit Ritualen wie einem Gebet oder einer reinigenden

Dusche verbunden ist – oder dem kurzen Griff nach einer um den Hals hängenden Kette mit einem Kreuz.

Eine der größten Herausforderungen für mich bleibt weiterhin, dass ich lernen muss, wann ich »meine Rüstung« an- und später wieder ausziehe. Das Timing ist essenziell. Den richtigen Moment verpasse ich leider oft um eine Sekunde oder ein Wort. Doch allein zu wissen, dass es eine Rüstung gibt, mit der ich mich schützen kann, gibt mir schon Kraft.

In meiner Vorstellung trage ich nicht nur eine Rüstung, sondern habe auch noch ein Kampffross. Einen stolzen und mutigen, muskelbepackten Rappen, der mich und meinen schwer gepanzerten Körper im gestreckten Galopp aus allen brenzlichen Situationen wegträgt. Manchmal brauche ich, um von ihm abzusteigen und die Rüstung wieder auszuziehen, auch Unterstützung. Helfende, vertraute Hände, die wissen, was sie tun. Ich bekomme die Rüstung auch deshalb schlecht alleine wieder aus, weil ich jemanden brauche, der mir sagt, dass es jetzt vorbei ist und ich sicher bin.

Meine Rüstung ist nicht besonders bequem, und ich bin froh, wenn ich sie ausziehen kann. Auch weil ich mich mit dieser abperlenden Teflonbeschichtung nicht gerne sehen mag.

*

Kurz vor der dem Beginn der Coronapandemie im März 2020 hat meine Freundin Vanessa Krebs bekommen. Der Tumor in der rechten Brust war so groß wie ein Tennisball. Zur gleichen Zeit bekam auch meine Mama eine Brustkrebsdiagnose. Wir lebten im Ausnahmezustand. Nicht nur unsere kleine Welt, sondern alles lief aus dem Ruder. Nach einem ersten

Sturm aus Untersuchungen, Diagnosen und Prognosen kam die Ruhe; es herrschte Windstille. Wenn ich an die ersten Monate denke, dann ist in meinem Kopf ziemlich viel Watte, vage Erinnerungen an den ständigen, beißenden Geruch von Sterillium und eine vor Zuversicht nur so strotzenden Vanessa. Zwischen Chemotherapien mit allen möglichen fiesen Nebenwirkungen lag sie nach der OP mit einem T-Shirt in ihrem Krankenhauszimmer, auf dem in großen Lettern »SHIT HAPPENS« stand. Das T-Shirt hatte ihr meine Mama, ihre neue »Busenfreundin«, geschenkt.

Es folgten dann noch Monate der Immunotherapie und Bestrahlung. Die Zeit war geprägt von einer überwältigenden Müdigkeit, vielen Stunden, die wir im Bett gelegen haben, und auch von großen Sorgen: Geldsorgen, Unsicherheit beim Ausfüllen von Corona-Soforthilfeanträgen (an Auftritte war nicht zu denken) und die sich uns aufdrängende Frage, ob sich die Kulturbranche jemals von dieser Pandemie erholen wird. Ob sich vielleicht anschließend alle daran gewöhnt haben, dass Kulturangebote digital und damit kostenlos angeboten werden. Sorgen, die angesichts der Krebserkrankung doch eigentlich ganz klein und unwichtig waren. Vanessa war ausschließlich zu Hause. Sie hatte aufgrund der Chemotherapie kein funktionierendes Immunsystem mehr, und die Welt vor der Tür war hochinfektiös.

Viele Monate vergingen, und nach einem gefühlt ewig dauernden Lockdown und einem sehr, sehr dunklen Winter stand ich gerade im Supermarkt vor den Shampooflaschen, als ich eine Nachricht aufs Handy bekam: »Ich bin aus der Krebstherapie entlassen!«

Man könnte vermuten, dass ich vor Freude ausrastete. Aber da war kein Luftsprung, kein Kribbeln, keine Dankbarkeit.

Anfang des Jahres 2020 hatte ich mein Gefühlssegel vom Mast geholt, in vielerlei Hinsicht die Segel gestrichen. Ich wollte all dem Scheiß, der mir entgegengeweht ist, keine Angriffsfläche mehr bieten. Und ich dachte, dass ich nur so ein bisschen die Kontrolle in all dem Chaos behalten kann. Ich habe mir Gefühle versagt, denn ich ahnte, dass ich nicht die Kraft haben werde, wieder auftauchen zu können, wenn ich erst einmal mit dem Kopf unter Wasser geraten bin. In diesem Moment im E-Center vor den Shampooflaschen war ich im emotionalen Ausnahmezustand. Ich konnte nicht einordnen, warum ich jetzt nicht vor Erleichterung und absoluter Freude juchze und zwischen den Supermarktregalen tanze. Erst einige Zeit später wurde mir klar, dass alle Gefühle, die ich mir in die Tiefe versage, in der Amplitude der Emotionen auch nach oben gekappt werden. Ganz platt gesagt: Lasse ich die Angst nicht zu, verspüre ich keine Erleichterung, wenn die Bedrohung weg ist; erlaube ich mir keine Trauer, so fühle ich auch keine Freude.

Heimat / Zuhause

Mir ist neulich sprichwörtlich ein Zacken aus dem Krönchen gebrochen. Ich war mitten auf einer Konzerttournee und rief von unterwegs in meiner Zahnarztpraxis an. Man fand dort jedoch meinen Oberkiefer nicht wieder beziehungsweise den Abdruck davon. Deshalb konnte das Krönchen nicht einfach nachgefräst werden, sodass ich zwischen zwei Konzertterminen einfach mal schnell zur Neukrönung hätte kommen können.

Um den Zahnhals vor Kälte zu schützen, lief ich drei Tage mit einem zuckerfreien Kaugummi auf der entkrönten Stelle rum, bis ich für die neuen Abdrücke kurz in Bad Zwischenahn haltmachen konnte. Denn dort im Ammerland ist mein Zahnarzt zu Hause. Ammerland liegt, wenn man von Süden kommt, kurz hinter Oldenburg, aber noch vor Ostfriesland. Bad Zwischenahn ist ein Kurort und besitzt dadurch das Privileg, dass auch sonntags die Geschäfte aufhaben. Es gibt vermutlich mehr Rollatoren als Autos auf den Straßen, und der große See heißt Zwischenahner Meer, auch wenn's keins ist. Auf diesem Meer habe ich als zehnjähriges Kind zum ersten Mal in einem »Opti«, also einer Optimisten-Jolle gesessen. Meine Segelbegeisterung hat jedoch nur dreißig Minuten und zwei Kollisionen zwischen Segelbaum und Kinderkopf gehalten.

Die Zahnarztpraxis in Bad Zwischenahn ist, geografisch betrachtet, so richtig ungünstig für mein Leben. Ich muss immer extra anreisen, denn der Ort liegt eigentlich nie einfach so

richtig auf dem Weg. Und trotzdem graut es mir jetzt schon davor, dass mein Zahnarzt bald in Rente geht. Ich will keinen anderen!

Zähne, Haare, Brüste, Mobilfunknetz – wenn du für diese Angelegenheiten erst einmal jemanden gefunden hast, der zu dir passt und bei dem du dich sicher und verstanden fühlst, dann wechselst du doch so schnell nicht wieder.

Ich war bereits so oft in dieser Praxis, dass sogar ein recht großes Bild von mir im Wartezimmer hängt. Das finde ich völlig in Ordnung, schließlich hat man in dieser Praxis dafür gesorgt, dass ich unglaublich gerne lache – und zwar ohne meinen Mund hinter der Hand verstecken zu wollen. Da darf man mich auch gerne breit lächelnd im Wartezimmer an die Wand hängen. Das mit dem Bild ist natürlich auch ein bisschen schräg! Vor allen Dingen, wenn ich reinkomme und der einzige freie Platz im Wartezimmer der unter dem Bild ist. Dann schauen die anderen Wartenden irritiert abwechselnd erst mir ins Gesicht und dann wieder aufs Bild. Vielleicht fragen sich manche in diesem Moment: »Ist sie das wirklich?«, denn ich sehe nur bedingt nach der Frau aus, die auf diesem Bild porträtiert ist. Zum einen ist das Bild inzwischen mehr als zehn Jahre alt, und ich bin in Würde, aber eben ohne Botox gealtert, und zum anderen ist damals vermutlich eine Tüte Weichzeichner ausgelaufen, als man das Foto auf Leinwand gezogen hat. Ich sehe auf dem Foto ein wenig so aus wie eine porenlose, glatt gebügelte Miss-Germany-Version meines jüngeren Ichs. Aber leugnen, dass ich diese Frau auf dem Bild bin, das kann man wiederum auch nicht.

Als ich für den Oberkieferabdruck in die Praxis schneie, begrüßt mich eine junge Zahnarthelferin, die ich kenne, seit sie

vor ein paar Jahren hier ihre Ausbildung begonnen hat. Am Anfang war sie unsicher, schien manchmal nicht ganz anwesend zu sein und sprach kaum. Inzwischen ist sie selbstbewusst, bewegt sich souverän in ihrem Job und sprudelt über, wenn sie mit mir spricht.

Eine Frauenzeitschrift mit fünf Diät-Tipps, drei Sahnetortenrezepten und zwei dramatischen Schicksalen später setze ich mich auf den Zahnarztstuhl, lehne mich gelassen zurück, und die Zahnarthelferin und ich quatschen ein wenig darüber, ab welchem Date es in Ordnung sei, sich zu küssen. Das ist ja auch abhängig davon, in welchem Kulturkreis man sich bewegt – aber am Ende muss man das ganz allein für sich entscheiden, was dran ist, da sind wir uns einig. Und dann erzählt die junge Frau mir auf einmal, dass sie immer mal wieder ihre Sachen packt, weil sie nach Hause möchte. Ihr Zuhause ist der Irak.

Während sie mir mit dem metallenen Abformlöffel die glibberige Silikonmasse gegen den Oberkiefer drückt, erzählt sie weiter. Ich habe keine Chance, ihr zu antworten, etwas zu kommentieren oder ihr zu sagen, dass ich sie einerseits verstehen kann – und doch gleichzeitig eigentlich keinen blassen Schimmer habe, wie es sich anfühlen muss, nicht nach Hause zu dürfen.

Sie sagt, sie habe so schreckliches Heimweh. Ihre ganze Familie sei mit ihr in Deutschland, und trotzdem. Es sei kein Heimweh nach einem Ort, sondern an eine Erinnerung. Denn alles, was sie von zu Hause erinnert, ist gut: Sie musste noch keine Verantwortung tragen, schließlich war sie noch ein Kind, als sie von dort flohen. Und sie war damals noch gesund, hatte keine rheumatischen Schmerzen, so wie jetzt. Auf jeden Fall sehnt sie sich zurück, und wenn es nur für zwei Wochen wäre. Zurück zu dieser Erinnerung.

Ich spucke meine Betroffenheit mit den letzten Silikonresten aus den Zahnzwischenräumen in das kleine Becken neben dem Zahnarztstuhl, wische mir mit dem bereitgelegten Taschentuch einmal über den Mund und heimlich die Tränen weg. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich auch eigentlich gar kein Recht habe, jetzt und hier zu weinen.

JO!

*Waar is miene Heimat?
Waar biin ick tohuus?
Waarum is dat wichtig?
Un wat tekent mi ut?
Ick hebb dat nich verdeent.
Ick hebb nix daarföör doon.
Ick hebb eenfach blot Glück hatt,
daar giffst nix to verstahn.*

*Wi seggen JO!
Wi bruken en nejet Heimatlied.
Denn wi sünd free, wi hebbt't so good, us Hart is wiet.
Kumm laat us delen, wat wi hebbt.
Rieker word de, de Leevde schenkt.
Laat us Heimat worden föör de, de kien mehr hebbt.*

(Die Deichgranaten)¹

*

Ein paar Wochen vor diesem Termin stieg ich in Oldenburg nach einem wunderbar geselligen Abend mit Freunden in ein Taxi. Das erste Mal seit dem Beginn der Pandemie saß ich vorne auf dem Beifahrersitz. Früher habe ich das eigentlich fast immer gemacht, denn ich genieße die kurzen intensiven Gespräche, die zeitlich genau in eine Taxifahrt passen. Manchmal werde ich geradezu ausgefragt, meistens bin ich aber diejenige, die ihre Neugier nicht versteckt und die Fahrer*innen in ein Gespräch verwickelt. Mir sind schon die spannendsten Biografien begegnet, und viele davon sind internationale Geschichten.

Nachdem ich mich angeschnallt hatte, fragte mich der Taxifahrer in gebrochenem, aber verständlichem Deutsch, ob ich von hier sei. Ich antwortete, dass ich in dieser Stadt einmal gelebt habe, nun aber nur zu Besuch sei, da ich seit einiger Zeit in Berlin wohne.

»Oh, Berlin, sehr große Stadt. Arbeitest du dort?«

»Es ist kompliziert. Manchmal arbeite ich auch dort. Aber ich arbeite eigentlich in ganz Deutschland.«

»Was machst du?«

Da war sie wieder, die Frage, die mich mein ganzes Leben lang begleitet. Was ist jetzt in diesem Moment die beste Antwort?

»Ich bin Künstlerin.«

»Künstlerin ... was ist das?«

Ich überlegte ein bisschen, wie ich diese Frage beantworten sollte. Denn ich verstehe meinen Beruf ja selbst kaum. Dann entscheide ich mich für die wahrscheinlich am leichtesten zu verstehende Antwort:

»Ich singe.«

Bis jetzt lief im Radio NDR Kultur. Nun drehte der Fahrer langsam den Lautstärkereglern runter.

»Kannst du jetzt etwas singen?«